

den Völker, ihrer Glaubensanschauungen, ihres Kultes und ihrer Ethik gefördert worden sind, ist evident. So ist im Lehrbetrieb, in der Organisation von Tagungen, auf dem Gebiete der Publikation die Zusammenarbeit zwischen dem Anthropos-Institut und den Organen und Forschungsstätten der Missionswissenschaft stets eng gewesen. Möge es auch im kommenden zweiten Halbjahrhundert des Anthropos stets so bleiben.

AUS DER PRAXIS UND FÜR DIE PRAXIS

P. ANTON POTT, S.V.D., RHEINECK (SCHWEIZ)

VOM VERHALTEN DES MISSIONARS ZUR MODERNEN ZIVILISIERUNG

Einwände zu ethno-missiologicalen Forderungen

Im ersten Heft des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift (ZMR) stellte Prof. Dr. R. J. Mohr in seinem Artikel „*Missiologische Erfahrungen auf einer ethnologischen Reise*“ unter anderem die Forderung auf, der Missionar solle es als seine Aufgabe ansehen, das Volkstum des Missionsvolkes zu erhalten und die westliche Zivilisation abzuwehren, und äußerste Zurückhaltung üben in der Zusammenarbeit mit den Verbreitern europäisch-amerikanischer Produktionsgüter. Diese Forderungen sind gewiß nicht aus der Luft gegriffen, sondern scheinen mehr oder weniger die Postulate unserer Zeit zu treffen. Darum sei es gestattet, von der praktischen Erfahrung des Missionars her einige Einwände dagegen vorzulegen und sie mit Zitaten, wie sie gerade zur Hand sind, zu stützen. Prof. Mohr fordert, der Missionar solle „ein Kämpfer gegen die europäisch-amerikanische Gleichmacherei“¹ sein. Diese Forderung kommt offenbar aus der besonderen Einschätzung des „europäischen Geistes“ als eines „ganz materialistischen Diesseitsgeistes“², einer Auffassung, die heute vielfach diskutiert wird³. Obwohl der Wesensunterschied zwischen westlichem und östlichem Materialismus nicht genug betont werden kann, so kann hier das Urteil über den europäisch-amerikanischen Geist um so eher auf sich beruhen bleiben, als es in erster Linie um die materiellen Dinge selbst geht und erst in zweiter Linie um den Geist, in welchem sie gebraucht werden.

Zu prüfen aber ist die andere besondere Auffassung, die den Ethnologen zu seiner Forderung führte, nämlich der Gedanke, daß die Aufgabe des Missionars darin bestehen soll, „das alte Volkstum zu erhalten und im Anschluß daran ein afrikanisches Christentum und eine afrikanische Kirche aufbauen zu helfen, in der schwarze Menschen sich wahrhaft zu Hause fühlen“⁴. Eine derartige Auffassung seiner Aufgabe müsse freilich dem Missionar eine solche „Liebe zu seinen Anvertrauten und den Formen ihres einfachen Lebens“ abverlangen, die ihn antriebe, „sich geradezu als ein Schutzensengel zu stellen vor diese Men-

¹ ZMR 40, (1956), 50.

² Ebd. 51.

³ Vgl. A. Böhm, *Überdruß am Abendland*. In: Rheinischer Merkur, 1955, Nr. 1, S. 4—5; Nr. 2, S. 4—5.

⁴ R. Mohr, a. a. O. 61.

schen, die in ihrer Harmlosigkeit und Kritiklosigkeit sich blenden lassen und hilflos dem Andringen des europäischen Geistes ausgeliefert sind“⁵. Aber der Missionar hat eine weitere Auffassung von seinem hohen Amte. Er ist doch gesandt, das Evangelium an alle und alles heranzutragen und jene Menschen, die daraufhin gläubig werden, zu einer neuen Gemeinschaft in der Kirche zusammenzufügen und zu einem neuen Leben, das in allen Belangen nach dem Evangelium ausgerichtet ist, anzuleiten. Gewiß wird er sich verpflichtet fühlen, das gute alte Volkstum zu beschützen und möglichst zu erhalten, aber er wird darin nicht seine Hauptaufgabe sehen, noch eine wesentliche Bedingung oder Voraussetzung seines Missionierens, sondern höchstens eine Art Auflage seiner Missionsrechte. Das Christentum ist als etwas wesentlich Neues in die Welt gekommen und Christus selbst ist es nicht einmal gelungen, die Synagoge entwicklungsgerecht in die Kirche umzuformen. Wie sollte es da dem Missionar gelingen, „im Anschluß“ an ein heidnisches Volkstum Christentum und Kirche aufzubauen! Wollte er das wirklich versuchen, so müßte er jene Völker vorziehen, die den besten Ansatz zum Christentum bieten, was bislang nicht geschah, und wollte er die Erhaltung des alten Volkstums als wesentliche Bedingung seines Wirkens gelten lassen, dann müßte er dort aufhören, wo sich ein vermeintlicher oder wirklicher Schaden am Volkstum daraus ergeben würde. Dann hätten jene recht, welche die Mission für einige Gebiete zulassen, von anderen aber abwehren wollen⁶. Der Missionar sieht auch in seiner Missionsaufgabe keine bloße Liebespflicht gegenüber dem Missionsvolk, die mit der anderen Liebespflicht der Erhaltung des Volkstums gelegentlich einmal konkurrieren könnte, sondern er sieht darin die Verwirklichung der obersten Ansprüche Gottes auf das Missionsvolk. Nicht bloße Nächstenliebe, sondern Religion und Gottesliebe sind seine obersten Motive. Ethnologische Kenntnisse sind für ihn überaus wertvoll und werden heute auch wohl in jedem größeren Missionsstabe vertreten sein, aber die Missionsberechtigung beruht so wenig darauf wie das Erziehungsrecht auf Kenntnis der Psychologie bei den Eltern. Mit den skizzierten eigentlichen Zielen des Missionars ließe sich nach der Regel vom doppelten Effekt wohl jede wirkliche Einbuße an Volkstum, die aus der Missionierung selber als unerwünschte Begleiterscheinung hervorginge, entschuldigen. Für gewöhnlich aber wird die Einbuße auf der einen Seite mit dem Gewinn auf der anderen, und zwar nicht nur auf der übernatürlichen Seite gerechtfertigt sein. Dieser Ansicht war z. B. der angesehene Missionar von Neu-Guinea, P. A. Puff, SVD, der den Schaden aus dem Abschaffen des

⁵ R. Mohr, a. a. O. 51.

⁶ So berichtet J. van Ammers-Küller (*Indien. Erlebtes und Erschautes aus Niederländisch-Indien. Aus dem Holländischen von E. Schumann. Dresden 1943, 95—96*). „Einige dieser auf Bali ansässigen Europäer haben mir einen Auftrag mitgegeben: wenn ich über die Insel schriebe, sollte ich doch ja nicht versäumen, auf zwei drohende Gefahren hinzuweisen. Eine davon . . . ist die Einfuhr des abscheulichen Wellblechs . . . Und eine zweite Gefahr . . . größer und viel einschneidender: die Mission. Oft habe ich die große Hingabe und Opferbereitschaft von Missionaren rühmen hören, und unter den rauhen Batak auf Sumatra haben sie äußerst wichtige Arbeit geleistet, ebenso in den noch nicht erschlossenen Gebieten Celebes', Neu-Guineas und Borneos. Doch für die Schönheit der in der ganzen Welt bekannten und berühmten Insel Bali würde uneingeschränkte Missionsarbeit eine sehr große Gefahr bedeuten. Das in seiner Abgeschlossenheit glückliche balinesische Volk hat eine Jahrhunderte alte Kultur, die, wie auch die Kunst Balis, in der Religion verwurzelt ist.“

Heidnischen wahrlich nicht gering anschlug, aber doch der Ansicht war, daß die Erziehung und der Halt im Christentum ihn überbieten könne. Ein Missionar von Bali, J. Kersten SVD, kann sogar den Gewinn auf der gleichen Ebene aufzeigen, auf der die Verluste befürchtet werden: die vermeintliche Kulturverwüstung wird zur kulturellen Befruchtung⁷.

Was von den guten und bösen Folgen der Missionierung gilt, wird auch von der Einwirkung der europäischen Kultur auf das alte Volkstum gelten⁸, welche meist dem Missionar schon vorausgeht und unabhängig von ihm vorangetrieben wird, ja oft eine unabwendbare Notwendigkeit darstellt⁹. Darum wird der

⁷ „Wir würden Bali so gerne in seinem Zustand gelassen haben, um all die alten exotischen Lebensformen bewundern zu können, aber es ist zu begreifen, daß ein junges und starkes Volk sich nicht damit abfinden kann, ein Museum für abendländische Ästhetiker und Touristen zu sein. Kulturmischung ist eine Vorbedingung für Fortschritt, und ohne jeweilige kulturelle Befruchtung ist ein Volk zu geistiger Sterilität verurteilt. Die mit Besorgnis das Eindringen der abendländischen Bildung auf Bali beobachten, unterschätzen die Kraft und Unverwüstlichkeit einer hohen selbstbewußten Kultur wie der balischen sehr. Gerade in diesem Selbstbewußtsein liegt ihre Stärke.“ J. Kersten, *Bali*. Eindhoven 1940, zitiert in: Wolfgang Weck, *Landschaft und Bevölkerung von Bali*. (In: W. Weck, *Die balische Heilkunde*. Ciba-Zeitschrift IX, Nr. 106, Juni 1947, p. 3860.)

⁸ So sah schon 1904 Heinrich Schnee, *Bilder aus der Südsee* (Berlin 1904), 48—49, voraus, was sich bis heute in der Zahl und dem sogenannten Erwachen der einheimischen Völker verwirklicht hat, wenn er schrieb: „Abgesehen von der Krankheitsfrage glaube ich nicht, daß die Entwicklung der Eingeborenenbevölkerung durch das Eindringen europäischer Kultur irgendwie beeinträchtigt wird. Die Beseitigung der Kämpfe untereinander und die Herstellung friedlicher und geordneter Zustände, die Hebung der Lebensverhältnisse durch die Einfuhr europäischer Artikel und durch Einwirkung der Missionen sind Momente, welche ein Anwachsen der Eingeborenenbevölkerung günstig beeinflussen können.“

⁹ Für diese schicksalhafte Notwendigkeit steht der Weltreisende René Gardi ein, obwohl er die Folgen derselben für die Naturvölker sehr schwarz sieht. Er schreibt: „Sobald ein Naturvolk mit uns weißen Menschen zusammenkommt, wird zuerst das feine Werk der Organisation der Gemeinschaft zertrampelt, die alten Gesetze mit ihrer Kraft sind lange, bevor Neues aufgebaut werden kann, zerstört, und so entsteht nun für mehr als eine Generation die überaus gefährlichste Zwischenzeit. Den Naturvölkern bedeutet der Kontakt mit uns zuerst einmal einen kulturellen Niedergang. Es ist offenbar nicht zu vermeiden, denn niemand wüßte, wie man es verhindern könnte. Es ist billig zu predigen, ‚man hätte sie halt in Ruhe lassen sollen‘. Der Vorschlag, Reservationen für Menschen zu schaffen wie für Steinböcke oder Okapi, sind naive Utopien. In unserer Zeit kommen selbst die Hinterwäldler mit der Zivilisation in Kontakt, und es würde jeder geschichtlichen Erfahrung zuwiderlaufen, wenn jemand allen Ernstes dagegen ankämpfen wollte. Das ist nun einmal nicht zu ändern und darüber ist nicht zu klagen. Beklagenswert ist nur, daß die Veränderung nicht in Form einer langsamen Entwicklung erfolgt, sondern für die jetzige Generation der Betroffenen ganz einfach eine Katastrophe mit einer Schockierung bedeutet, der sie nicht ausweichen können.“ (René Gardi, *Reise nach dem Sepik*. Berichte über die Neu-Guinea-Expedition des Basler Völkerkunde-Museums. In: Basler Nachrichten, 112, 1956, 6. März. XII.) — Die Notwendigkeit wird ferner konstatiert von G. Höltker S. V. D., *Die Kleiderfrage in den beiden Völkern Ost- und Zentral-Neuguinea*. NZM 2, 1946, 53—54 und W. Koppers, S. V. D., *Missionare und Eingeborene*. NZM 1, 1945, 283—284.

gerecht denkende Missionar sehr zurückhaltend sein müssen in ihrer Bekämpfung. Er wird zudem Verlust und Gewinn anders beurteilen als ein vorübergehender Forscher es tun kann. Er steht im Missionsvolk und weiß, wie es oft nach den neuen Kulturgütern sehr verlangt, weil es wirklich darauf angewiesen ist, und welch einen gesunden Gebrauch es davon macht¹⁰.

Vor allem wird der Missionar zu einem anderen Urteil über die religiös-sittliche Güte der verlorengehenden Sitten und Gebräuche kommen als der Ethnologe¹¹. Die religiösen Wahrheiten und Ideen eines Volkes existieren nie allein, sondern prägen sich im Lebenswandel und Brauchtum aus. Das ist nicht nur aus Röm 1, 18—32 zu erlernen, sondern auch in der Missionserfahrung immer wieder mit Verwunderung festgestellt worden¹².

Die Beobachtung, welche der kritische Indianerforscher Perus, P. José de Acosta S.J., 1576 niederschrieb, wird auch bei anderen Völkern gemacht werden können. Er klagte: „Mir fehlen die Worte, um zu sagen, wie das Denken der Indianer nicht nur vom Götzendienst infiziert ist, sondern ganz darin aufgeht. Sie unternehmen nichts, sei es in Geschäften oder außer Geschäften, öffentlich oder privat, ohne vorher ihren Idolen eine Verehrung gemacht zu haben. Sie halten keine Hochzeit und keine Trauerfeier, geben und nehmen keine Mahlzeit, setzen keinen Fuß aus dem Hause und legen keine Hand

¹⁰ In dem erwähnten Artikel von Koppers ist eine beredete Verteidigung der Missionsarbeit bei den Urbewohnern Indiens durch den Stammesangehörigen Simon Bara enthalten. Von S. 277—279 schildert er die Vorteile, welche die christlichen Missionare der Urbevölkerung in Choa Nagpur verschafft haben, daß sie dem Volke Grund und Boden und Recht vor den fremden Ausbeutern (Hindu) retteten, daß sie für die Ausbildung der Kinder sorgten, die einheimische Sprache erhielten, Handwerk und Gewerbe lehrten, durch soziale Einrichtungen die Widerstandskraft der Rasse hoben, die Laster des Aberglaubens und der Trunksucht unterdrückten und ihm neues Selbstbewußtsein gaben. S. 276 heißt es wörtlich: „Wir christlichen Urbewohner haben aber einen ganz anderen Begriff von der Lösung unseres Problems durch die Missionen. Wir hegen nicht den geringsten Wunsch, eine neue Volksgemeinschaft zu bilden, wir entsagen nicht den Freuden freier Unterhaltung, wir setzen uns nicht über die alten sittlichen und sozialen Schranken unserer Stammesorganisation hinweg und wir verelenden keineswegs moralisch und wirtschaftlich. Vielmehr ist die Wahrheit in umgekehrter Richtung zu suchen. Führt die Bekehrung tatsächlich zu wirtschaftlichem Verfall, dann würde man uns kaum so oft den Vorwurf machen, daß materieller Vorteil der Hauptgrund unserer Bekehrung bilde.“

¹¹ Das bestätigt René Gardi in dem bereits zitierten Bericht XII: „Missionare erklären die Singsing Texte seien meist unsittlich. Es ist wohl möglich, daß dies mit unsern Maßstäben gemessen der Fall ist, aber vielleicht sind es nur etwas drastisch formulierte Liebeslieder oder Heldengeschichten aus der barbarischen Zeit der Kopfjägeri.“

¹² Gordon Hedderly Smith, *The Missionary and Anthropology*. Chicago 1945, 97, erwähnt ein Beispiel von Tierquälerei beim Opfer in Indochina und spricht von einem Überfluß an Unmoral als Folge des heidnischen Glaubens, mit der allgemeinen Frage: „When we talk about sin, can we soft-pedal the immoralities which abound as a result of their religious beliefs?“ — Simon Bara sagt an der oben (Anm. 9 und 10) genannten Stelle: „Es gibt keinen Eingeborenen, ob Christ oder Nichtchrist, der auf diese Einrichtung (Dhum-kuria = gemeinsame Schlafräume für Burschen und Mädchen) stolz wäre, vielmehr sind wir alle froh, daß sie zusammen mit all den ihnen anhaftenden Lastern im Verschwinden begriffen sind“ (292).

ans Werk ohne heidnische Weihe. So sehr hält der Teufel ihre Sinne in elendiger Knechtschaft. Ich kann nur bewundern, mit welcher Kunst sie all das verbergen, wo es öffentlich nicht geschehen darf, und mit welcher Unverschämtheit sie sich darin auslassen, wo es ihnen erlaubt zu sein scheint.“¹³ Der natürliche Mensch kennt noch nicht die Trennung von Religion und Leben, welche der moderne Mensch zuwege gebracht hat, indem er die Religion weiterhin zu einer privaten und intimen Angelegenheit werden ließ. Dem Missionar in China standen Bücher zur Verfügung, in denen eine Unmenge heidnischer und abergläubische Gebräuche angegeben waren, aber mein Katechist, der als ehemaliger Dausche im Dauismus sich gut auskannte, wußte deren noch mehr. Nachhaltig erinnere ich mich der eigenen Enttäuschung, als ich bei den Neujahrsumzügen in einer chinesischen Stadt, die ich gerne mit unsern Fastnachtzügen verglichen hätte, sehen mußte, daß selbst Männer ihre kranken Kinder in die Nähe des Drachens trugen und Ruten in den Händen der Stelzengänger offenbar phallistische Bedeutung hatten, was ich bei früheren Beobachtungen nicht durchschaut hatte.

Aus den bisherigen Gedanken und Hinweisen ergibt sich schon die Erkenntnis, daß die Erhaltung des alten Volkstums wohl eine wichtige, aber doch nur nebensächliche Aufgabe des Missionars ist, und daß die Verwendbarkeit der alten Sitten und Gebräuche weitgehend fragwürdig sein kann und auf die Unterscheidungsgabe der Geister im Missionar angewiesen bleibt. Damit ist schon genug über das Ziel des Kampfes „gegen die europäisch-amerikanische Gleichmacherei“ gesagt. Es bleibt nun noch übrig, auch gegen die Mittel, mit denen dieser Kampf ausgefochten werden soll, einige Einwände zu machen.

Wenn der von Prof. Mohr geforderte „Schutzgelddienst“ des Missionars an den Eingeborenen darin bestehen soll, ihnen „die Augen zu öffnen für die großen Werte, die sie selbst in ihrer Kultur und in ihren einfachen, schlichten und bedürfnislosen Sitten haben, Werte, die Europa auch einmal hatte, aber zu seinem Schaden verloren hat“, dann ist nicht an Gewaltmaßnahmen gedacht, sondern lediglich an Aufklärungs- und Überzeugungsaktionen. Gegen solch faire Kampfmittel, deren Wirksamkeit jedoch bei „harmlosen und kritiklosen“ Menschen, die mehr vom Beispiel beeinflußt werden, nur geringfügig sein kann, wäre an und für sich nichts einzuwenden, aber die Erfahrung zeigt doch, daß die Missionsvölker ein solches gut gemeintes Abraten als Bevormundung und Kleingehaltenwerden empfinden. Es läßt sich doch nicht übersehen, daß die sogenannten unterentwickelten Völker, mit denen der Missionar es meistens zu tun hat, die modernen Errungenschaften wenigstens gebrauchen wollen, wenn sie dieselben auch nicht eigentlich hochschätzen und annehmen¹⁴. Was wissen sie nicht auch Nützlichendes mit einer Zeitung oder Konservenvbüchse anzufangen, geschweige denn mit einer Chininpille oder Salvvarsanspritze oder gar einer Schußwaffe vom Ende des letzten Jahrhunderts! Die Höflichkeit verbietet es zu schildern, welche Ansinnen auf Entleihung seiner europäischen Sachen dem Missionar gestellt wurden, und mit welchem Heißhunger sich selbst die Kommunisten, die eine „austerity“ zur Schau trugen, auf die europäische Ausrüstung der Mission und Missionare stürzten. Auch von den Urvölkern Indiens¹⁵ und

¹³ J. Acosta S. J., *De procuranda Indorum salute*. Coloniae Agrippinae 1596, IV, 9, p. 469.

¹⁴ Die Unterscheidung: gebrauchen und annehmen findet sich bei Hermann Köster S. V. D., *Der Missionar in der neuen Zeit*. In: NZM 11, 1955, 161—168.

¹⁵ W. Koppers, *Missionare und Eingeborene*, 284—294.

den Kanaken in Neu-Guinea¹⁶ ist bekannt, daß sie europäische Kleider und andere Sachen selber begehren. Das Gleiche war schon der Fall bei den Indianern Perus zu Beginn des kolonialen Zeitalters. Als typisch für die Mentalität dieser Völker können die Sätze des Simon Bara gelten: „Wir wollen einfach wie die andern sein . . . Wir Urbewohner verspüren unsererseits nicht die geringste Lust, so lange primitiv zu bleiben . . . Wir sind es leid, den Anthropologen als interessantes und den Philantropen als bedauernswertes Objekt zu erscheinen . . . Gott bewahre uns davor, durch Kontakt mit der Außenwelt diese höchst wertvollen Güter (der alten Kultur) zu verschmerzen. Wenn aber einige von ihnen in ihrer uralten Form nicht mehr beibehalten werden können, dann mögen sie durch Edleres und Besseres ersetzt werden . . . Selbst wenn sie jede herablassende Gönnermiene vermeiden — und dies muß man Verrie Elwin zugestehen — erregen Gelehrte und andere, die Zeit finden, unsere Art und Lebensweise zu studieren, oft unseren Unwillen, indem sie für alles Alte und Primitiv schwärmen, was immer es auch sei. Da wir genau wissen, daß eine Sache, weil sie zufällig alt ist, nicht auch notwendigerweise gut sein muß, hegen wir einen leisen Verdacht, daß diese Leute nur aus Mitleid mit unserer Schwäche oder herablassender Duldung unserer Unwissenheit sich so gebaren . . . Die Geschichte lehrt uns, daß christliche Missionare unter Barbarenstämmen, die das Römerreich zertrümmerten, hervorragende Resultate erzielten, d. h. unter Männern, die, wie anzunehmen ist, auf einer ähnlichen Primitivstufe standen wie die Primitivvölker von heute¹⁷. Wenn der Missionar einem solchen Begehren widersprechen will, dann muß er seines Sieges gewiß sein, sonst wird er sich besser damit begnügen, Exzessen vorzubeugen, Schädliches abzuwehren und rechtzeitig Schutzmaßnahmen für die neue Lage bereitzuhalten. Damit hat sich auch die Missionskirche von Peru in den Konzilien von Lima 1552, 1567, 1583 zufrieden gegeben, als die Conquista ohne eine Katastrophe für die Indianer nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Heute ist ein weises Nachgeben um so mehr geboten, als die kommunistische Propaganda mit ihrem Fortschrittsprogramm dem Missionar die Christen ablockt.

Noch mehr als der Missionar mit seiner Propaganda gegen „die europäisch-amerikanische Gleichmacherei“ die Eingeborenen verbittert, wird er jene Stellen herausfordern, welche die modernen Zivilisationsgüter propagieren und „Absatzgebiete für die Überproduktion einer ins Wahnsinnige gesteigerten Industrialisierung“ suchen und schaffen. Prof. Mohr deutet an, welche konkrete Dinge in etwa gemeint sind, wenn er in der Erziehung des einheimischen Klerus es verpönt, „sich europäisch zu kleiden, in einem europäischen Bette zu schlafen, europäische Kost mit Metallbesteck an einem Tische zu essen, nach einer europäischen Tagesordnung zu laufen und zu beten“. Wie müssen da jene Stellen gereizt werden, die so indifferente Dinge wie Stoffe, Konserven, Uhren u. a. verkaufen wollen, wenn schon die Silberschmiede von Ephesus den Boycott ihrer heidnischen Kultartikel nicht vertrugen (Apg. 19, 23 ff.). Soll der Missionar einen solchen Sturm heraufbeschwören?

Der Missionar wird sich aber nicht damit begnügen, die pastorale Klugheit walten zu lassen, sondern er wird sich auch der besonderen Rechte bewußt bleiben, welche die Natur den Forschern und Kaufleuten gegeben hat, und die

¹⁶ G. Höltker, *Die Kleiderfrage*, 47, Anm. 7. — Ders., *Schwarmgeister in Neuguinea während des letzten Krieges*. NZM, 2, 1946, 208. — John Nilles, *The Kuman people*. In: Oceania, XXIV, Sept. 1953, No. 1. p. 2 ff. No. 2. p. 126.

¹⁷ W. Koppers, *Missionare und Eingeborene*, 284—294.

Betreuung fremder unterentwickelter Völker nicht als ein Monopol der Missionäre ansehen. José Acosta S.J., der das Ergebnis des heftigen Kampfes zwischen Missionar und Conquistadore, der in Las Casas und Sepulveda seine Anwälte fand, wiedergibt und Jahrhunderte lang als Autorität in der Missiologie galt, hat dieses Recht der Kaufleute wie folgt gesehen¹⁸: „Ferner ist es doch gerade Recht und Pflicht von Handel und Verkehr, den Überfluß des eigenen Landes zu auswärtigen Ländern zu leiten und den Überfluß der auswärtigen dafür heimzubringen. Durch den beiderseitigen Nutzen werden die Menschen nach der Absicht des Schöpfers miteinander verbunden und in gegenseitiger Dienstleistung gehalten. Wie die Menschen je nach ihrer Begabung verschiedene Berufe ausüben, z. B. der eine die Schuhe macht und der andere das Haus baut, und jeder dadurch auf den andern angewiesen bleibt, so hat der Schöpfer mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit die verschiedenen Gebiete der Erde aufeinander angewiesen, indem er den einzelnen eine Fruchtbarkeit an jeweils anderen Produkten verliehen hat. Er erblickte durchaus nicht das Glück des Menschen darin, wenn nach des Dichters Virgil Worten ‚jedes Land alles hervorbringe‘. Vielleicht gibt es kein zweites Land, das so reich ist an Gold und Silber wie Peru, und doch hat dieses Peru von altersher an fast allen andern Gütern Mangel gelitten. Es ist nun einmal so: Wo es Metall gibt, da findet man noch lange keine Edelsteine, und wo Edelsteine sind, da fehlen vielleicht Holz, Pfeffer, Heilkräuter, Wolle, Seide, Fertigwaren oder tausend andere Dinge. Wer sähe da nicht ein, daß die Kaufleute, wenn sie auch ihren eigenen Vorteil im Ausland suchen, doch demselben Ausland damit auch einen wertvollen Dienst erweisen können.

Gewiß könnte jemand einwenden, die Kaufleute würden doch in Wirklichkeit nur von Habsucht und ungeordneter Raffsucht getrieben, und selbst die Forscher wären mehr von verderblicher Neugier oder Rekordsucht beseelt als vom Verlangen, etwas zu lernen, um es dann andern mitzuteilen. Das alles sei doch kein Dienst am Menschen, sondern nur Befriedigung der Habgier.

Wer wollte das abstreiten! Aber hier geht es ja nicht um die Frage, was lasterhaft ist und was nicht, sondern darum, wozu der beiderseitige Nutzen berechtigt. Und da muß gesagt werden, er berechtigt durchaus und über jedes Bedenken erhaben dazu, die Gebiete der rückständigen Völker zu betreten, und

¹⁸ J. Acosta, b. c. II/13, p. 232—235. Hier folgt die Einleitung zu dem Zitat: „Wenn jemand wissen möchte, mit welchem Recht die Christen in die Länder der Heiden gegangen sind oder sie überhaupt aufsuchen können, so fällt mir die Antwort nicht schwer. Dazu braucht es nämlich kein anderes Recht als das allgemeine Naturrecht. Dafür genügt schon die Tatsache, daß sie Menschen sind. Jeder Mensch hat das Recht, dorthin zu reisen, wohin er will, und Unrecht ist es, einem friedlichen Gast, der nicht verletzt und auch keinen Verdacht erregt, den Erdboden, der allen gehört, zu verbieten. Deshalb sind die berüchtigten Gesetze der Chinesen, welche über alle Gäste, die ohne Einladung des Kaisers ins Land kommen, die Todesstrafe verhängen, wirklich ungerecht und bar jeder Menschlichkeit. — Wie nichts anderes, berechtigt zunächst der angeborene Trieb, Neues zu erfahren und zu versuchen, den Menschen dazu, die entferntesten Gegenden in Augenschein zu nehmen und zu erforschen. Nach dem Urteil Homers trägt dieses Reisen sehr zur Menschen- und Naturkunde bei. Er beginnt nämlich das Loblied auf den klugen Odysseus damit, daß er hervorhebt, dieser Held habe auf seinen Reisen die Städte und Sitten vieler Menschen kennengelernt. Aus demselben Grunde verschließt man nur Feinden den Zutritt, als wohlverdiente Strafe. Die andern läßt man aber herein, es müßte denn sein, daß sie begründeten Verdacht erweckten. Ferner ist es doch . . .“

wenn diese es verwehren sollten, so handelten sie ungerecht, es müßte denn sein, daß ihnen ein Unrecht zugefügt oder angedroht wäre.“

A costa denkt natürlich nicht daran, daß der Austausch zwischen den Völkern ihre Differenzierung, die er nicht weniger als Prof. Mohr¹⁹ würdigt, aufheben und mit einer Gleichmacherei enden soll. Wie die Visonen der Gottesstadt (Is. 66, 20; Offb. 5, 5—10) zeigen, soll die Differenzierung auch im Gottesreich bestehen bleiben. Andererseits sieht unsere Religion in dieser Verschiedenheit doch auch irgendwie eine Folge der Sünde, wie Augustinus²⁰ es tut: „Nach der Sintflut baute stolze Gottlosigkeit einen hohen Turm; Vervielfältigung der Sprache teilte das Menschengeschlecht, so daß jedes Volk eine eigene Sprache redete und von den andern nicht verstanden ward. Die demütige Gottseligkeit der Gläubigen fügte alle diese Vielheit der verschiedenen Zungen wieder in eins zusammen, und Liebe schloß das Band; die zerstreuten Glieder des Menschengeschlechtes, dieses einen Leibes, kamen unter das eine Haupt; das Feuer der Liebe schmilzt sie zur Einheit . . . Wenn auch der Klang der Sprachen verschieden ist — im Herzen wird ein Gott verehrt, ein Friede bewahrt.“ Was Augustinus hier von den Sprachen sagt, das gilt von den verschiedenen Kulturen überhaupt: Wie die Sünde sie entzweit hat, so kann nur die Liebe sie wieder in eins zusammen fügen. Ohne die Liebe und darum auch ohne eine gewisse Einheit und Einheitlichkeit kann das Gottesreich nicht sein. Ob diese Liebe es nicht rechtfertigt, daß die einheimischen Priester, Bischöfe und Kardinäle in der Kleidung ihres Standes unter uns erscheinen und nicht wie manche einheimische weltliche Repräsentanten in ihrer Landestracht?

Es ist zu begrüßen, daß Prof. Mohr die Zusammenarbeit mit der Kolonialverwaltung und mit anderen Stellen zur Förderung „zurückgebliebener Gebiete“ nicht radikal ablehnt, aber die „schärfste kritische Zurückhaltung“, die er fordert²¹, entspricht nicht der Situation, in welcher Mission und kolonisationsartige Unternehmen sich heute gemeinsam befinden. Nach allgemeiner Ansicht stehen wir heute am Ende des eigentlichen Kolonialwesens, das doch viereinhalb Jahrhunderte Wegbereiter und Weggenosse, manchmal hier und dort sogar Mitarbeiter der Mission gewesen ist. Freilich ist die Mission auch öfter, und besonders in der letzten Zeit, mit diesem ihrem Weggenossen zusammen gefangen und gehalten worden. Das entschuldigt die weit verbreitete Ansicht, daß die Mission in Zukunft ohne diesen zweifelhaften Gefährten einen leichteren Weg haben und eine unbeschwerte neue Ära erleben wird. Man hält die Zeit für gekommen, wo sie sich auf das Wesentliche zurückziehen muß oder kann²² und die Religion als Missionsmittel einsetzen darf²³. Selten sind die Hinweise, daß man die bisherige Situation noch ausnützen soll, solange sie besteht²⁴.

¹⁹ a. a. O. 50.

²⁰ O. Karrer, *Augustinus — Das religiöse Leben*, 290. Mit Verweis auf Augustinus: *Serm.* 271; *Trin.* 8, 8; *Joh. Ev.* 6, 10.

²¹ a. a. O. 50.

²² Vgl. Th. Ohm, *Die Katholische Weltmission — gestern und heute*. ZMR, 39, 1955, 161—176. — J. Beckmann, *Forderungen der gegenwärtigen Missionslage an die Missionswissenschaft*. NZM 8, 1952, 248.

²³ G. Walter, O. F. M. Cap., *Künftige Missionsmethode*. ZMR 39, 1955, 316 bis 322. — L. Fr., *Europa auf dem Rückzug*. In: Münchener Kirchenzeitung 49. Jhrg., Nr. 14, S. 280. — Nilles, *The Kuman People* No. 2, 131.

²⁴ J. Beckmann, *Forderungen der gegenwärtigen Missionslage an die Missionswissenschaft*. NZM 8, 1952, 241.

Nur hier und da tastet ein Missiologe vor in die neuen Verhältnisse, die den kolonialen folgen werden²⁵, und zum Bild des Missionars in der neuen Zeit²⁶. Man setzt allgemein auf den Einheimischen Klerus²⁷ und auf Vermeidung der Europäisierung in der Missionsmethode²⁸. Bei der Mithilfe der Laien im Missionsdienst ist man sich noch nicht allseitig klar, ob dabei an Entsendung ausländischer Laien oder Heranziehung einheimischer Laien gedacht ist. Viel zu wenig ist noch das Problem der Studenten aus Missionsländern in christlichen Ländern und die damit verbundene Missionsaufgabe gelöst. An die noch größere Gelegenheit, wenn bald Scharen von Arbeitern aus den Missionsländern bei uns eingesetzt werden, denkt noch niemand. Zu sehr übersieht man die Tatsache, daß die selbständig gewordenen Kolonialvölker noch auf Jahrzehnte der Hilfe anderer Länder zur Durchführung der Zivilisierung und Technisierung bedürfen, wenn sie dieselbe auch selbst in die Hand nehmen und kontrollieren wollen. Selbst die Volksrepublik China rechnet noch mit etwa 60 Jahren, die ihr notwendig sein werden, um den Standard der übrigen Welt zu erreichen. Die Gefahr, von welcher Prof. Mohr spricht, daß einmal alle Europäer aus Afrika vertrieben werden könnten, ist, wenigstens in der Allgemeinheit: alle für immer, noch ohne Präzedenzfall in unserer modernen Zeit. In Ostasien zog doch die Vertreibung der einen ein viel stärkeres Hereinholen oder doch Hereinlassen der andern nach sich. Eigenes Erleben und die neuesten Berichte aller Schattierungen aus der Volksrepublik China geben dem Chinamissionar die Garantie, daß China noch nie verwestlicht wurde wie seit 1949. Die feindliche Einstellung gegen die westlichen Menschen geht, wie auch sonst in Asien, zusammen mit einer großen Vorliebe für westliche Dinge. Warum sollte es in Afrika anders kommen? Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, die Menschen würden in Zukunft Gott überhaupt nicht mehr suchen oder ihn gleich mit rein religiösen Motiven suchen, so daß der Weg über das Brotessen zum Menschensohn und von der Reisverteilung, der Prozeßhilfe, dem Flüchtlingsschutz, der Medizin spende und der Schulbildung zum Christentum ein für alle Mal abgetan wäre, und darum die Vermittlung dieser Lebens- und Kulturgüter andern Interessenten überlassen werden könnte, und die Mission sich nicht einmal um diese Unternehmen, die irgendwie das Erbe des Kolonialismus fortsetzen, weiter zu kümmern brauchte.

Demgegenüber braucht aber nur daran erinnert zu werden, daß P. Matteo Ricci und seine Gefährten in China das anfängliche Auftreten als Bonzen, also Religion als Missionsmittel, bald wieder aufgaben und als Gelehrte auf-

²⁵ H. Köster, *Der Missionar in der neuen Zeit*.

²⁶ Vgl. A. Freitag S. V. D., *Die neue Missionsära*. Kaldenkirchen 1953. Untertitel: „Das Zeitalter der einheimischen Kirche.“

²⁷ In der Schweizerischen Missionsausstellung „Messis“ 1955 wurde die Europäisierung in der Missionierung, wozu nicht nur Kirchen und Andachtsbildchen im europäischen Stil, sondern auch die lateinische Liturgie gerechnet wurden, als Falschlösung vor die breite Öffentlichkeit hingestellt. Die Würdigung des bekannten Chinamissionars P. Lebbe ist zu einer scharfen Kontroverse geworden, in der chinesische und ausländische Bischöfe von China gegeneinander ausgespielt werden. Vgl. *Orientierung* 20. Jahrg. Nr. 5 (15. März 1956) 54—55: *Streit um ein Buch oder um mehr?*

²⁸ Vgl.: *Ihr sollt mir Zeugen sein*. 76. Deutscher Katholikentag. (1954 Fulda) Paderborn 1954, 402.

traten²⁹, und daß überhaupt die Mission dort und dann am erfolgreichsten war, wo und wann ein Volk auch für die weltlichen Kulturgüter aufgeschlossen war. Das gilt nicht nur für die Zeit nach der Entdeckung der Neuen Welt, sondern schon für die christliche Mission im Altertum, die sich enge an die jüdischen und römischen Kolonialunternehmungen und Kolonialorganisationen anschloß, und auch für das Mittelalter in den germanischen und slavischen Ländern, denen die Glaubensboten mit der christlichen Religion zugleich die weltlichen Kulturgüter gebracht haben³⁰. Es ist auch gar kein Zweifel, daß das Ansehen des Missionars, der himmlische Dinge zu verkünden hat, dadurch nur wachsen kann, wenn er auch die irdischen Dinge versteht und in erstrebenswerter Weise vorleben kann, wie z. B. die Klöster es tun sollen in den Missionsländern. Vielleicht ist das auch gerade die Aufgabe der neuen Einrichtung von Laienhelfern in den Missionsgebieten. Sie würden dann helfen, ein kirchliches Leben aufzubauen, wie andere helfen, eine Industrie aufzubauen oder eine Organisation einzurichten. Es wäre Kulturaufbau und nicht Kulturinvasion. So sollte man die Träger des Missionswesens ermuntern, die Erben des zerschlagenen Kolonialismus ausfindig zu machen und im Wettstreit mit den weltlichen Kulturgütern, die sie propagieren, zum wenigsten unsere religiösen Güter den unterentwickelten³¹ Völkern anzubieten. Wäre nicht schon viel gewonnen, wenn mit den Spezialarbeitern, Hilfsaktionen und Studiengruppen, welche fortan in jene Gebiete eingeladen oder entsandt werden, Seelsorger mitzögen und ebenso mit den Studenten und Arbeitern, die von dort in die christlichen Länder kommen? Wie es fernerhin einen Weg zur Technisierung, Industrialisierung und Zivilisierung jener Völker geben wird, so sollte es auch einen Ausweg zu ihrer Missionierung geben, wenn der bisher klassische Weg ungangbar wird.

²⁹ J. Bettray, S. V. D., *Die Akkommodationsmethode des P. Matteo Ricci S. J. in China*. Roma 1955, 5—7.

³⁰ Vgl. J. Schmidlin, *Deutsche Kolonialpolitik und katholische Heidenmission*. In: ZM 2, 1912, 26 f.

³¹ Das Prädikat „unterentwickelt“ bezeichnet das, was Acosta mit „Barbaren“ bezeichnete, nämlich: „qui a recta ratione et hominum communi consuetudine abhorrent“, die er aber in drei Klassen unterscheidet, a) mit Schrifttum, b) mit Gemeinwesen, c) ohne feste Ordnung. *De procuranda Indorum salute* 105—109.

CHRONIK

1956

20. 2. Errichtung des Bistums *Kupela (Obervolta)*, das als erstes Bistum Französisch-Afrikas dem einheimischen Weltklerus anvertraut wird. Es zählt unter 300 000 Einwohnern 12 000 Katholiken und 5000 Katechumenen.
29. 2. Dieudonné *Youngbaré* aus dem Stamm der Mossi wird zum ersten Bischof von *Kupela* ernannt.
2. 3. *Marokko* erklärt seine *Unabhängigkeit*.
4. 3. In den *Wahlen Südvietnams* erhält der katholische Präsident *Ngo Diem* die überwältigende Mehrheit.